

Die Ameise

Verbandsorgan der Porzellan- und verwandten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands

Immer strebe zum Ganzen und kannst Du selber kein Ganzes werden
□ □ □ Als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an □ □ □

Redaktion, Expedition und Verlag: Charlottenburg — Privat-Postabonnement für das Vierteljahr 2 Mark

Nr. 23

Charlottenburg, Freitag, den 4. Juni 1909

Jahrg. 36

Sperren

Bollsperrren in Deutschland: Golditz (Steingutfabrik A.-G.). Hamburg (Max Wetterhahn, Gimsbütteler Chaussee) für Schildermaler. Lauf. Mannheim. Stogheim.

Salbsperrren in Deutschland: Alexandrintal (Rechnagel). Bonn (Mehlem). Cortendorf. Flörshelm a. M. Gräfenroda (Seene, Gært & Menz). Königszell. Langewiesen (Schlegelmilch). Neuhalbensleben (Hubbe). Oeslau. Passau. Reichenbach (Schwabe). Rudolstadt (Schäfer & Vater). Schaala. Scheibe. Schlierbach. Selb (L. Gutschenreuther inkultive Firma Jäger & Werner). Sörnewitz. Stanowitz. Tettau. Triptis.

Sperren in Oesterreich: Linz a. Donau. (Josef Engler Nachf. und Robert Venz Nachf.). Meierhöfen (Ob. Benedikt) für Kapseldreher.

Der Postbeamtenstreik.

— In Frankreich legten im März dieses Jahres die pariser Postbeamten die Arbeit nieder. Mit wenigen Ausnahmen beteiligten sich die Angehörigen aller Kategorien von Postbeamten an diesem Streik. Die Beamten an den Schaltern, die Expedienten und Briefträger, die Telegraphisten und Telephonistinnen, schließlich auch die Telephon- und Telegraphenarbeiter füllten die Reihen der Kämpfenden. Die Depeschen blieben unbefördert liegen, Briefe und Drucksachen häuften sich neben den Postpaketen zu riesigen Mengen in den Postämtern an. Mit einem Schlage war eine der Hauptadern im heutigen Wirtschaftskreislauf — der Postverkehr — für Paris unterbunden. Die unmittelbaren Folgen dieses Streiks lösten bei der bürgerlichen Welt einen Schrei des Schreckens aus. Die französische Regierung aber sann auf Abhilfe und — Rache. Dieser Kampf ging siegreich für die Postbeamten aus. Die Regierung unterhandelte mit ihnen, sagte Abhilfe der beklagten Uebelstände zu und versprach, keinen von den Ausständigen zu maßregeln.

Das Versprechen wurde nicht gehalten. Der Hauptschuldige an dem Ausbruche des Konfliktes, der Unterstaatssekretär Simyan, dessen Absetzung die Beamten ausdrücklich gefordert hatten, blieb im Amte. Dafür aber wurden mehrere Postbeamte, die in dem Streik eine hervorragende Rolle gespielt hatten, gemäßigelt. Die Folge davon war, daß im Mai die Postbeamten wiederum in den Streik traten. Dieser Kampf aber ging für die Streikenden total verloren. Und das, trotzdem die organisierten Arbeiter aller anderen Berufe den Postbeamten ihre Unterstützung zugesagt hatten. Ja, es hieß, daß sich an den Streik der Postbeamten erforderlichen Falles ein Generalstreik aller organisierten Arbeiter knüpfen sollte. Zu dem Generalstreik aber kam es nicht. Die maßgebendsten Organisationen der Gasarbeiter, Elektriker, Metall- und Textilarbeiter und die Bergleute lehnten die allgemeine Arbeitseinstellung ab. Inzwischen, während in den Arbeiterkreisen noch das Für und Wider des Generalstreiks erörtert und darüber abgestimmt wurde, war der Postbeamtenstreik verloren. Der Kampf mußte auf der ganzen Linie von der Arbeiterschaft und von den Postbeamten aufgegeben werden.

Die bürgerliche Welt — und nicht nur die in Paris und Frankreich — jubelt und triumphiert. Für sie, der noch der Schreck des ersten Postbeamtenstreiks schwer in den Gliedern

lag, ist nun der Beweis erbracht, daß die bürgerliche Ordnung von heute unerschütterlicher als je da steht. Alle Gedanken und Versuche, durch einen Beamten- oder Generalstreik die bürgerliche Welt aus den Angeln zu heben, seien unsinnig, lächerlich und nutzlos. Und noch eine zweite Beruhigung erwächst den Bürgerlichen aus dem zweiten Postbeamtenstreik: Die dauernde Solidarität zwischen Beamten und Arbeiter sei unmöglich! Das schlußfolgern die bürgerlichen Kreise aus dem Umstand, daß die Arbeiter nicht sofort den Generalstreik für die Beamten erklärten. In dieser Beruhigung der Bürgerlichen liegt eine Minderung der gewaltigen Furcht der herrschenden und regierenden Kreise vor einer Betätigung der Interessengemeinschaft der Beamten mit den Arbeitern. Eine Hauptstütze der heutigen „Ordnung“ bilden die Beamten, denen, trotzdem sie ebenso im Dienste der Besitzenden ausgenutzt werden wie der Lohnarbeiter, man einen besonderen Standeshübel einpaukte. So wurde zwischen Beamten und Arbeitern eine hohe Schranke gezogen. Wenn diese Barriere fällt, zerbricht eine Stütze der Herrschaft der Besitzenden. Darum der Jubel, von neuem den Beamten zeigen zu können, daß Beamte und Arbeiter selbst dann, wenn beide Teile wollen, nicht zusammen halten können.

Doch der Jubel der bürgerlichen Welt über den verlorenen Postbeamtenstreik und den nicht begonnenen Generalstreik ist verfrüht, zumindest aber sehr stark übertrieben. Auch alle hoffnungsreichen und beruhigenden Erwartungen und Schlußfolgerungen der bürgerlichen Welt haben nur eine sehr schwache Berechtigung.

Daß mit dem verlorenen Postbeamtenstreik nun für ein und allemal die Ausstände im Postbetriebe unmöglich sein werden, wird kein vernünftiger Mensch glauben. Ebenso wenig führt der nicht unternommene Generalstreik die Generalstreikidee selbst auf einen abstrakten Unsinn zurück, aus dem niemals eine ernste Gefahr für den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft entstehen wird. Im Gegenteil: Beide nicht geglückten Unternehmungen sind für die Herrschaft der Besitzenden sehr ernste Warnungen.

An sich und im Interesse der beteiligten und jetzt zu Hunderten gemäßigelten Beamten ist der Ausgang des zweiten Beamtenstreiks nur zu bedauern. Doch an der endgiltigen Entwicklung der Dinge, an dem Verschärfen der Klassengegenätze ändert der Verlust dieses Gefechts so gut wie nichts. Auch die Kampf-bewegung der pariser Postbeamten zeigte den gleichen Verlauf wie ähnliche Kämpfe. Die Generalausstände in Holland, Belgien und Italien verliefen ähnlich. Allemal wurde der erste Kampf für die Arbeiter gewonnen, der zweite Vorstoß wurde von den Herrschenden und Besitzenden zurück geschlagen. Das ist leicht erklärlich. Diese großen Bewegungen brachen plötzlich, unvorbereitet aus. Ehe man sich dessen versah, waren sie da. Die bürgerliche Welt war überrascht, bestürzt. Ungerüstet stand sie den tausenden streikenden Eisenbahnern oder Postbeamten oder den ausständigen Seeleuten gegenüber. Den Wünschen der fordernden Kämpfenden mußte nachgegeben werden. Doch die Versprechungen werden nur so lange gehalten als die Herrschenden sich schwach fühlen. Das dauert nicht lange. Der verlorene Kampf treibt sie zu Rüstungen. Man organisiert Ersatzkräfte, schafft Gesetze und verhindert vor allen Dingen den nochmaligen, unerwarteten, schnellen Ausbruch eines solchen Kampfes. — Die Streikenden dagegen, die das erste Mal gesiegt haben, verlassen sich zu stark auf diesen Sieg. Die Rüstungen der Gegner werden nicht genügend beachtet. Lange vor seinem Beginn wird der Waffengang angekündigt. Er wird verloren. Die Herrschenden sind gerüstet und zeitig gewarnt. Und das muß ja ohne weiteres

zugestanden werden: Die tatsächliche Macht der Besitzenden und Herrschenden ist heute noch eine so große und gewaltige Mittel umfassende, daß bei gleichen Rüstungen beider Teile die Arbeiter-schaft zumeist die besiegte Partei sein muß.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß dieses Heute der Machtverhältnisse auch das Morgen in dem gegenseitigen Besitz-stand beider Parteien sein muß. Ebenso wenig, wie mit dem Verlust des zweiten Waffenganges nun überhaupt jeder Wider-stand der Arbeiter gebrochen ist. Auch hier tritt das Gegenteil der Erwartungen der Herrschenden ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß in den Reihen der Niedergezwungenen neue Gärung entsteht. Diese treibende Kraft zur Empörung wird nicht allein aus dem Gefühl des Unterlegenen geboren, sondern sie findet zumeist eine Stärkung in dem blind-wütenden Vor-gehen der Herrschenden, die in ihrem Hochgefühl als Sieger keine Grenzen in ihren Rachegelüsten gegen die Besiegten kennen. Das zeigt sich jetzt auch in Frankreich, wo die Maßregelungen der Beamten von Tag zu Tag sich mehren.

Will man aber auch diese Momente der Verschärfung der Gegensätze nicht gelten lassen und denselben durch eine kluge Mäßigung der Sieger gegen die Unterlegenen entgegen wirken, das Eine bleibt trotzdem bestehen: Durch solche Kämpfe, welche die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Lebensnerv treffend, sie überraschen und für einen Moment niederzwingen, werden die Herrschenden und Besitzenden zu einem bewußten und methodischen Vorgehen gegen die „Unruheflüster“ gezwungen. Und diese organisierte Kampfführung gegen die Arbeiter und Beamten muß auch diese zu festerer Organisation treiben. Darüber mögen die Arbeiter noch manchen Kampf verlieren. Das schadet nichts. Die Hauptsache ist, daß die Organisationsnotwendigkeit auch dem Nichtbesitzenden aller Grade und Beschäftigungsarten immer bringender erscheint und auch ihn zu einem methodischen Kampf gegen seine Unterdrücker, die Besitzenden treibt. Und daß muß schließlich jeder Kampf, den die Arbeiter verlieren. Darum scheinen uns auch alle jubelnden Erwartungen und Schlußfolgerungen, welche die bürgerliche Welt an die jüngst verlorenen Kämpfe in Paris knüpft, durchaus unzutreffend und übertrieben.

Arbeiterferien.

Es läßt sich leider nicht behaupten, daß das Wort Ferien bei der großen Masse der Arbeiterschaft einen guten Klang habe. Das ist zwar bedauerlich, aber nur zu erklärlich. Ist es doch gerade die Arbeiterschaft, der in ihrer Mehrheit die Gewährung von Ferien und damit eine den heutigen Verhältnissen entsprechende Einrichtung, die in andern Kreisen längst zur Gewohnheit geworden ist, hartnäckig verweigert wird. Den Beamten in Reich, Staat und Gemeinde und selbst den Beamten in Privatbetrieben steht die Gewährung eines Sommerurlaubs mit fortlaufendem Gehalt mehr oder weniger als ein Recht zu. Häufig ist dieser Urlaub um so länger, je weniger anstrengend die übliche Tätigkeit ist; das zeigt sich insbesondere bei einem Vergleich der Urlaubsdauer zwischen den oberen und den unteren Beamten. Der Arbeiter aber, der körperlich die größten Anstrengungen auszuhalten hat, geht in der Regel ganz leer aus. Das aus geschäftlichen Gründen auf die Tätigkeit des Arbeiters für wenige Tage oder Wochen nicht verzichtet werden könne, kann kein plausibler Grund sein, denn man muß ja auf die Tätigkeit des Arbeiters verzichten in Krankheitsfällen; man zwingt ganze Arbeitermassen durch Aussperrungen und aus anderen Gründen, selbst in Zeiten des regsten Geschäftsgangs wider ihren Willen wochen- oder monatelang zu feiern, und man würde die Ansicht, daß die Ferien beanspruchenden Fabrikdirektoren und andre Beamte im Fabrikbetriebe entbehrlicher seien als die Arbeiter, denen man die Ferien verweigert, entschieden zurück weisen. Bleibt also nur noch übrig, die Kostenfrage gegen die Gewährung von Arbeiterferien ins Feld zu führen. Und dieser „Grund“ ist noch viel weniger stichhaltig, ja er ist gerade so recht geeignet, die Ungerechtigkeit und die Geringschätzung, mit der der Arbeiter behandelt wird, im hellsten Licht zu zeigen. Wenn die Kostenfrage, d. h. die Fortgewährung des Lohns während der Ferien ausschlaggebend sein soll für deren Nicht-gewährung, warum sucht man dann nicht diese Kosten bei den höheren Beamten und Angestellten zu vermeiden, die an sich schon Gehälter beziehen, die sehr wohl ausreichen würden, um auf eigene Kosten feiern zu können? Warum wendet man das so Ersparte nicht dazu an, um denjenigen, die sich von ihren Löhnen nichts erübrigen können, die der Erholung aber um so bedürftiger sind, auch die erforderlichen Ferien unter Weiter-zahlung des Lohnes zu gewähren? Vor allem ist aber durch die Praxis erwiesen, daß die ins Feld geführte Kostenfrage

überhaupt kein Hindernis zur Feriengewährung bildet und daß es den Unternehmern wohl möglich wäre, ihren Arbeitern, wenn auch nur zu einem Teil das zu gewähren, was sie selbst und was die Beamten für sich in Anspruch nehmen. Die Arbeiter selbst haben für diese Möglichkeit den Beweis erbracht, indem sie in den von ihnen errichteten und geleiteten Instituten das durchführen, was angeblich den Privatunternehmern nicht mög-lich sein soll. In fast allen Parteilbetrieben ist die Gewährung von Ferien für alle Arbeiter und Angestellte eine regelmäßige Erscheinung. Nach einer Erhebung des sozialdemokratischen Parteilvorstands im Jahre 1904 gewährten 26 sozialdemokratische Druckereien ihrem Personal je eine Woche Ferien, 5 Druckereien je 5 Tage Ferien und nur in 16 Druckereien waren Ferien noch nicht eingeführt. Diese letzteren Parteilgeschäfte verpflichteten sich aber, tunlichst bald für alle mindestens ein Jahr im Betriebe beschäftigten Arbeiter Ferien bis zur Dauer von einer Woche zu gewähren unter Fortzahlung des Lohnes. Die Konsumvereine haben ähnliche Einrichtungen getroffen. Außer den Lagerhaltern und Verkäuferinnen haben hier auch die Arbeiter Anspruch auf Ferien, und zwar werden nach den zwischen dem Zentralverband deutscher Konsumvereine und den Verbänden der Bäcker und Transportarbeiter getroffenen Vereinbarungen für die Angehörigen der letztgenannten Organisationen in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September unter Fortzahlung des Lohns eine Woche Sommer-ferien gewährt.

Auch in den Staats- und Gemeindebetrieben hat man sich langsam dazu verstehen müssen, neben den Beamten auch den Arbeitern Ferien zu gewähren. Erst kürzlich hat der preussische Finanzminister angeordnet, daß solchen Arbeitern im Zolldienst, die durch ihre Tätigkeit das ganze Jahr hindurch an geschlossene Räume gebunden sind, oder sonst besonders stark in Anspruch genommen werden, alljährlich ein Erholungsurlaub erteilt werden soll. Durch Ministerialerlaß von 1906 ist den Arbeitern der preussisch-hessischen Eisenbahnverwaltung ein Erholungsurlaub mit Fortzahlung des Lohnes gewährt worden. Und durch eine Verfügung des preussischen Kriegsministers sind die Betriebe der Seeresverwaltung angewiesen, den bei ihnen dauernd beschäftigten Arbeitern unter Fortzahlung des Lohns jährlich einen Erholungs-urlaub zu gewähren.

Aber auch in der Privatindustrie hat man mehrfach den Forderungen der Arbeiter nach Erholungsurlaub Rechnung tragen müssen. Hier sind es besonders Buchdruckereien, die mit der Feriengewährung voran gingen. 1889 machte eine nürnbergische Firma den Anfang, und Ende 1907 waren es 664 Firmen in Deutschland, die für 13 400 Gehilfen und 5100 Hilfspersonen Ferien gewährten. Ähnliche Resultate lassen sich noch aus einigen andern Gewerkszweigen melden. In dem Lohnarif, der zwischen den Brauereibesitzern und den für die Brauerei-arbeiter bestehenden Organisationen abgeschlossen worden ist, heißt es, daß Urlaub ohne Lohnkürzung nach Bestimmung des Unter-nehmers auf Wunsch gewährt wird nach zweijähriger Tätigkeit 4 Tage und nach fünfjähriger Tätigkeit 6 Tage. Nach einer Zusammenstellung des Brauereiarbeiterverbands bestand schon vor mehr als Jahresfrist in 413 Brauereibetrieben in Deutschland für 20 170 Beschäftigte ein jährlicher Urlaub ohne Lohnabzug.

Gerade die Beispiele aus der Privatindustrie zeigen sehr deutlich, daß die Arbeiter die sehr notwendige Einrichtung der Gewährung von Ferien fordern und gegebenenfalls auch er-kämpfen müssen. Und notwendig ist diese Einrichtung besonders in unsrer Zeit des Hastens und Drängens, in der nervenzer-rüttenden Aufregung unsrer Großstädte und insbesondere bei der zunehmenden Intensität der Arbeit. Ferien sind aber auch ein gutes Mittel, die Lust und Freude zur Arbeit zu erhöhen, und die Gewährung von Ferien liegt deshalb auch bis zu einem gewissen Grade im Interesse der Unternehmer. Das sollte man vor allem den Unternehmern begreiflich machen, die sich heute noch so hartnäckig gegen die Gewährung von Arbeiterferien wenden.

Verbands-Angelegenheiten

Bekanntmachungen.

Den Mitgliedern zur Kenntnis, daß der Arbeitsnach-weis in Weiswasser, (für Porzellanarbeiter und Glas-maler) auf Beschluß der Zahlstelle aufgehoben worden ist.

Der Vorstand.

Das Mitglied 20 052 Reinhold Röppe aus Witten-berg, z. Zt. in Gifternwerda ist nach § 3 Abs. 3 b. St. vom Verband ausgeschlossen worden.

Der Vorstand.

Eine Lösung der Bleiweißfrage hat wiederum in der „Rundschau“ ein Mitarbeiter jenes Blattes gefunden, der aber leider in begreiflicher Bescheidenheit seinen Namen verschweigt und sich damit begnügt, der Welt uneigenützig seine Erfahrungen und Studienergebnisse auf dem Gebiete der Bleiweißgefahren-Bekämpfung anzuvertrauen. Schon vor kurzem nahmen wir ja Bezug auf einen Bleiweißgefahren-Forscher, dessen beobachtende Gründlichkeit bereits so weit ging, die Bleiweißerkrankungs-Gefahren mit den Vergiftungsmöglichkeiten, die der Genuß von Kaffee und Bier bietet, in einen Vergleich zu stellen. Der jetzige Gewährsmann der „Rundschau“ hat in tiefergründigem Forscherdrange eine neue Quelle der Bleiweißvergiftungen aufgefunden. Doch lassen wir den ungenannten Forscher selbst sprechen. Er erzählt: „Da die Bleifrage wieder einmal im Vordergrund des Interesses steht, so dürfte es bei der überaus großen Bedeutung dieser Frage für unsere Industrie angebracht sein, daß die Fabrikanten, welche Bleiglasuren verarbeiten, durch Bekanntgabe ihrer Erfahrungen an der Klärung der Sachlage mitarbeiten. Ich bin überzeugt, daß durch derartige Mitteilungen mancher schätzenswerte Wink gegeben werden könnte. So möchte ich auf einen Punkt hinweisen, der die größte Beachtung verdient, auf das Naschen von Süßigkeiten, welches man bei den Arbeiterinnen sehr oft beobachten kann. Die Süßigkeiten werden in der Tasche der Arbeitskleidung aufbewahrt, und in unbewachten Augenblicken fährt dieselbe Hand, welche eben erst ein frisch glastertes Stück Geschirr berührt hat, in die Tasche und führt ein Stück der Leckerei dem Munde zu, mit jedem Stück auch etwas bleihaltige Glasur verzehrend. Es handelt sich hier nicht etwa um einen vereinzelt Fall von Naschhaftigkeit und Unsauberkeit, sondern das werden mir meine Kollegen bestätigen, um eine allgemeine Unsitte, die kaum auszurotten ist. Vielleicht erklärt sich dadurch teilweise auch die größere Empfänglichkeit der Arbeiterinnen für Bleierkrankungen. Auf alle Fälle wäre es wünschenswert, daß in den Schutzvorschriften, welche nur allgemein das Aufbewahren und Genießen von Speisen und Getränken in den Arbeitsräumen verbieten, auch ausdrücklich das Naschen von Süßigkeiten verboten würde.“ — Na also! Da wäre ja der gordische Knoten, den die Bleiweißfrage für die Gesetzgeber schürzte, mit einem Schlage durchhauen. Man nehme den Arbeiterinnen nur die Naschereien aus der Tasche, verbiete den Glasurinnen vor allen Dingen das Knabbern von Konfekt, gebrannten Mandeln, Schokolade, Bonbon und anderen Leckereien während der Arbeit. Lassen die „Naschmäuler“ aber trotzdem noch weiter, möchten sie die vielen Süßigkeiten durchaus nicht entbehren, dann könnten ihnen ja die Taschen zugenaht oder die schleckenden Zünglein mit einem Flanellappen umwickelt werden. So wäre die Bleiweißgefahr mit einem Schlage beseitigt. Natürlich immer vorausgesetzt, daß die „unverständigen Leckermäuler“ nun die bleihaltige Glasur nicht gleich direkt genießen. Justament nur um krank zu werden. — Es ist einfach toll, auf welche Uebereien manche Fabrikanten verfallen. Nur um sich um die Verpflichtung zu drücken, die Arbeiter wirksam vor Bleiweißerkrankungen zu schützen. Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, der weiß, wie die Mädchen in den Fabriken heut arbeiten müssen und wie sie dafür bezahlt werden, daß diese Arbeiterinnen das Geld so massenhaft übrig haben, um fortwährend die Taschen voll Konfekt und anderen Leckereien haben zu können? Gewiß, es kann einmal vorkommen, daß eine Arbeiterin gern Süßigkeiten genießt und diesen Genuß auch bei der Arbeit nicht entbehren möchte. Aber das sind doch nur Ausnahmen. Die Mehrzahl der Arbeiterinnen hat dazu weder Zeit noch Geld. Das Konfektnaschen, Mandelknabbern und Bonbonlutschen wird in der Hauptsache schon den Dämchen vorbehalten bleiben müssen, deren gewöhnlicher Aufenthalt nicht die Fabrik ist und deren Arbeitsplatz nicht am Glasurkübel liegt. — Ebenso komisch wie diese Erfahrung mit den naschenden Arbeiterinnen ist aber der folgende Erguß desselben Gewährsmannes der „Rundschau“: „Mit großem Eifer nimmt sich ja auch die Arbeiterpresse der Bleifrage an, aber, anstatt ihre Leser darüber aufzuklären, daß sie imstande sind, die ihnen drohenden Gefahren durch zweckentsprechendes Verhalten zu vermeiden, gefällt sie sich darin, alle Verhütungsmaßregeln, welche von den Fabrikanten getroffen werden, als ungenügend zu verspotten und so die Bedeutung derselben in den Augen der Arbeiter herabzusetzen. Durch ein solches Verhalten werden die Arbeiter dazu verführt, die zu ihrem Schutze erlassenen Verhütungsmaßregeln als zwecklos zu betrachten und ihr Heil von möglichst scharfen

Kontroll- und Ueberwachungsmaßnahmen zu erwarten, ohne daran zu denken, wie lästig ihnen dieselben sein würden, wenn man sie wirklich durchführen wollte. Wer den Willen hat, sich gegen die Bleige-fahr zu schützen, der kann dies durch Befolgung der heute schon bestehenden Vorschriften in vollem Maße tun; sobald er sich nur darüber klar wird, daß seine Gesundheit davon abhängt, wird er sie sich auch erhalten können. Fehlt aber der Wille zur Selbsthilfe, will der Arbeiter die zum Schutze seiner Gesundheit erlassenen Vorschriften nicht befolgen, will er nicht seine Kameraden dazu anhalten, dann sind auch die weitgehendsten und schärfsten Zwangsmaßnahmen nutzlos.“ — Das ist — gelinde gesagt — grausamer Unsinn. Es ist uns noch niemals eingefallen, ernsthaft Versuche der Fabrikanten, die Bleiweißgefahren einzuschränken, zu verspotten. Im Gegenteil, die Herren Fabrikanten machten sich nicht selten über dementsprechende Anordnungen der Aufsichtsbehörden lustig. Ebenso wenig verlangen wir ein möglichst scharfes Kontroll- und Ueberwachungssystem für die Arbeiter. Daran liegt uns gar nichts. Vor allen Dingen wünschen wir eine genügende methodische Aufklärung der Arbeiter über die Bleiweißgefahren und dann bessere Löhne und kürzere Arbeitszeit. Nicht minder einen genügenden Schutz der Arbeiter vor unberechtigten Entlassungen. Wenn diese Forderungen erfüllt sind, dann werden auch die Bleiweißgefahren eingeschränkt werden. Der Arbeiter, der leichter genügend verdient, kann sich ausgiebiger um seinen körperlichen Schutz kümmern, als wenn er in wahnsinniger Geze seinen Tageslohn bei jämmerlichen Akkordsätzen herauschaffen muß. Und wenn er nicht immer gleich hinaus geworfen würde, könnte er auch sagen, in welcher billigen Weise viel zu seinem Schutze geschehen könnte. So liegen die Dinge. Nicht wie es der „Rundschau“-Gewährsmann sich denkt. —

Berlin. In ihrem Bericht über das Jahr 1908 bemerkt die Handelskammer Berlin über die Lage in der Feinkeramik: „Beim Porzellan machte sich eine deutliche Abschwächung gegen das Vorjahr bemerkbar. Das Publikum legte sich Beschränkungen auf, was besonders einen geringeren Umsatz in Luxusartikeln und teuren Gebrauchsgeschirren herbei führte. Von noch größerem Einfluß auf die Lage des Marktes war die schlechte Konjunktur in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Vereinigung deutscher Porzellanfabriken konnte trotz der stillen Geschäftslage die Preise aufrecht erhalten, so daß von Schleudereien nicht viel zu merken war. Von vielen Detailisten wird dieses Zusammenhalten der Fabriken deshalb gern gesehen, weil derart die Preise nicht willkürlich normiert werden können, sondern eine feste Kalkulationsbasis gewährleistet ist. Auf Betreiben der Händlerschaft hat die Vereinigung gewisse Sicherheiten gegen den zu billigen Verkauf von Bruchporzellan geschaffen. In der Geschmacksrichtung hat sich nichts geändert. Die Nachfrage nach Klippes war gering. In Scharffeuer-Porzellan-Erzeugnissen wurden gute Umsätze erzielt, und auch die Imitation dieser Artikel, zu sehr billigen Preisen, fanden regen Absatz. Die königliche Porzellanmanufaktur hat erfreulicherweise unter der schlechten Konjunktur nicht zu leiden gehabt. Sie war voll beschäftigt, und sowohl Kunstzeugnisse wie bemalte Service in gleichem Maße wie in den Vorjahren in allen ihren Abteilungen bis zu den höchsten Preislagen fanden guten Absatz. Die Beschickung der Internationalen Kunstgewerblichen Ausstellung in St. Petersburg erwarb der Manufaktur neue Freunde und die goldene Medaille für ihre Fabrikate. Wissenschaft und Industrie stellten auch in diesem Jahre wieder für chemische und physikalische Geräte neue Anforderungen, die zu voller Inanspruchnahme aller hierfür verfügbaren Kräfte und Einrichtungen führten. — Der Absatz in Majolikawaren hielt sich in ziemlich bescheidenen Grenzen, trotz aller Anstrengungen besonders der böhmischen Fabriken, die fortwährend Neuheiten in Formen und Glasuren anboten. Dagegen wurden die Erzeugnisse deutscher Dauertöpfereien, die dank der Wirksamkeit der Fachschulen immer Vollenbeteres lieferten, gern gekauft. Die Steingutfabriken waren mäßig beschäftigt. Einige Betriebe von billigen Stapelartikeln konnten ihre Herstellung in vollem Umfange aufrecht erhalten, dagegen hatten Unternehmungen, die nur bessere Waren erzeugen, unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden. Auch die Exportfabriken, die sonst auf ganze Jahre hinaus und noch länger mit Aufträgen versehen waren, hatten die Depression zu spüren, da nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Südamerika der Konsum fast ganz aussetzte. In Steingut wurden glatte Formen mit geraden Ranten etc. unter und vorzugsweise auf Glasur gekauft.“

Sigmundorf. Ueber die Geschäftslage und die Aussichten der Sigmundorfer Porzellan-Manufaktur A. G. vormalig Gebr. Voigt wird uns unter anderem berichtet:

Die Hoffnungen, mit denen die Verwaltung dieser Gesellschaft in das Jahr 1908 eingetreten ist, haben sich nicht erfüllt. Das Unternehmen, das zum letzten Male im Jahre 1900 eine Dividende zahlen konnte und die ganze inzwischen eingetretene gewerbliche Aufschwungsperiode hindurch ertraglos geblieben ist, hat auch im abgelaufenen Jahre mit Verlust gearbeitet. Und zwar betrug der Betriebsverlust 5385 M. (i. B. Bruttogewinn 23978). Nach Abschreibungen von 43967 M. (44615) verbleibt ein Gesamtverlust von 49352 M. (20637), der sich durch den Verlustvortrag aus 1907 in Höhe von 44783 M. auf 94136 M. erhöht. Ueber Reserven verfügt die Gesellschaft, die mit einem Kapital von 1 Million M. arbeitet, nicht. Das schlechte Ergebnis des Jahres 1907 war von der Verwaltung auf die damalige Aussperrung der organisierten Arbeiter zurückgeführt und als ein einmaliger Ausfall an Geschäftsgewinn bezeichnet worden. Der diesmalige größere Verlust wird im Geschäftsbericht auf die allgemeine ungünstige Wirtschaftslage zurückgeführt, die eine erhebliche Verminderung des Umsatzes herbeigeführt habe, während die Geschäftskosten sich durch weitere Erhöhung der Preise für Kohlen und Rohmaterialien vergrößerten. Auch hinsichtlich des neuen Geschäftsjahres vermag die Verwaltung keine bestimmt begründeten Hoffnungen zu machen. Sie vertritt auf eine neue wirtschaftliche Aufschwungsperiode und hofft, daß der neue amerikanische Zolltarif für die keramische Industrie keine Verschlechterung bringen wird. Im übrigen hat sich die Verwaltung bemüht, neue Absatzgebiete zu schaffen und lohnendere Artikel einzuführen. — Jedenfalls ergibt sich auch aus diesem Bericht und aus dem gegenwärtigen Stand des Unternehmens, das die im Jahre 1907 von der Direktion in außerordentlich provozierender Weise vorgenommene Aussperrung unserer organisierten Kollegen dem Unternehmen nicht nur nichts genutzt, sondern in fühlbarster, nachhaltiger Weise geschadet hat. Die Firma kann außer der Direktion umso weniger jemand anders für diesen Ausfall verantwortlich machen, als es ja besonders Herr Voigt war, der durch eine allzu schnelle Revision seines den Arbeitern gegebenen Ehrenwortes den Kampf von neuem entfachte, als derselbe in Sigendorf bereits beigelegt worden war. — Heute steht das Unternehmen mit ungemein geringen Mitteln da. Was hat also den Gebr. Voigt ihr Gewaltpolitik gegen unsere organisierten Kollegen genutzt? Die Antwort gibt die letzte Abrechnung.

Glas. In Nr. 21 der „Keramischen Rundschau“ unter dem Namen Strala und in Nr. 21 des „Sprechsaal“ unter dem Namen Strala, sucht die Firma S. K a c h w a l s k y in Glas, Glas-maler für dauernde und lohnende Stellung. Wie es mit der dauernden und lohnenden Stellung aussieht, davon wissen schon mehrere Kollegen ein Lied singen. Da sie bei der Arbeit und den Verdiensten nicht auskommen konnten, haben sie der Firma wieder den Rücken gekehrt und sich andere Stellung gesucht. Im Durchschnitt kommt ein Maler nicht höher als auf 16 M. pro Woche.

Langenberg (Reuß). Viel Versprechen und wenig halten ist eine Angewohnheit, die bei manchen unserer Porzellanfabrikanten anzutreffen ist. Die bei der Firma Gebr. B u f e beschäftigten Kolleginnen und Kollegen können davon auch erzählen. Als im Winter 1906/07 in Langenberg ein Konflikt der Firma mit unseren Kollegen bestand, da verpflichtete sich beim Friedens-schluß die Firma e h r e n w ö r t l i c h, gelernten und ungelerten Arbeitern gleiche Preise zu zahlen, eine Preiskommission anzuerkennen und Preisbücher anzulegen. Ebenso sollten die von den Arbeitern beklagten Uebelstände in sanitärer und hygienischer Beziehung im Betriebe abgestellt werden. Nichts von alledem ist geschehen. Es existiert in der Praxis weder eine Preiskommission noch ein Preisbuch. Die Preise sind nicht nur für gelernte und ungelerte Arbeiter verschiedene, sondern selbst den Arbeiterinnen werden für dieselben Artikel verschiedene Preise gezahlt. Anstatt einer Lohnbesserung greifen jetzt die Lohn-lürzungen um sich. Dabei finden sich die Gebr. B u f e mit ihrem gegebenen Ehrenwort dadurch ab, daß sie den Arbeitern sagen: „Die paar Groschen werdet Ihr doch nicht spüren!“ Aber bei der Firma scheint es die Menge zu bringen. Doch der Arbeiter spürt heute jeden Groschen Lohnabzug in der Woche. Bei den teuren Lebensverhältnissen, die auch in Langenberg vorherrschen, haben die Arbeiter mit jedem Groschen zu rechnen. — An den sonstigen Uebelständen im Betriebe ist selbstverständlich auch so gut wie nichts geändert worden. — Um so mehr werden die Kolleginnen und Kollegen darauf zu halten haben, daß sie durch einen festen Zusammenschluß dazu beitragen können, die Herren B u f e zur Einhaltung gegebener Versprechungen zu bewegen. —

Für die Frauen

Frauen und Invalidenrente. Die Mittelfränkische Versicherungsanstalt hat eine Einrichtung eingeführt, die den Frauen eine Mahnung in letzter Stunde sein soll, sich zu überlegen, ob sie nach dem Ausscheiden aus erwerbstätiger Beschäftigung die Invalidenbeiträge zurück verlangen sollen. Sie hat auf Bogen, auf denen die Zurückerstattung der Beiträge beantragt werden kann, Frage und Antworten aufgedruckt und fordert, daß jede Antragstellende durch Unterschrift bekundet, daß sie die Fragen gelesen hat. Die letzte Mahnung ist so gehalten:

1. Frage: Sollen heiratende weibliche Versicherte ihre Beiträge zur Invalidenversicherung zurück verlangen?

Antwort: Nein, sie sollen ihre Beiträge nicht zurück verlangen.

2. Frage: Warum sollen sie das nicht tun? Die Beiträge machen doch oft 30 M. und mehr aus und sind zum jungen Haushalt eine immerhin nicht zu verachtende Beisteuer!

Antwort: Das ist freilich richtig; aber mit der Rückzahlung verliert die junge Hausfrau

a) den Anspruch auf eine Invaliden- und auf eine Altersrente;

b) es wird ihr bei Erkrankungen von der Versicherungsanstalt keine Krankenhilfe mehr geleistet.

Frage: Was tut daher eine kluge, versicherte Frau, wenn sie heiratet?

Antwort: Sie klebt die Versicherungsmarken fort, alle Jahre wenigstens zehn Marken, und tauscht vor Ablauf von zwei Jahren diese Karte um. Damit sichert sie sich

a) das Recht auf eine Invaliden- und auf eine Altersrente von durchschnittlich alle Jahre 150 M.;

b) kann sie dann darauf rechnen, daß ihr bei schweren Erkrankungen die Kosten des Arztes, des Apothekers, wenn nötig die Kosten des Aufenthalts in einem Krankenhaus, einer Lungen- oder Walberholungsstätte oder dergleichen ersetzt werden.

Manche Frau hat es schon bitter bereut, daß sie sich unüberlegterweise ihre Beitragsanteile hat heraus zahlen lassen und dadurch ihrer Familie später zur Last gefallen ist. Die Maßregel der Mittelfränkischen Versicherungsanstalt verdient Beachtung. Wir raten unseren Leserinnen, sich die oben stehenden Antworten gut einzuprägen. So wert sie nicht für sie selbst von Nutzen sind, können sie andere damit aufklären. Das Verfahren der Mittelfränkischen wäre auch den norddeutschen Versicherungsanstalten zu empfehlen. Daß wiederholte Aufklärung sehr vonnöten ist, beweisen die fast täglich an die Redaktionen der Arbeiterblätter sowie an die Arbeiterssekretariate gerichteten Anfragen.

Die erste Mutterschaftskasse in Baden wird demnächst mit Unterstützung der badischen Landesversicherungsanstalt und des Karlsruher Stadtrats in Karlsruhe eröffnet. Die versicherten Frauen sollen einen Monatsbeitrag von 50 Pf. bezahlen und im Fall ihrer Entbindung nach einjähriger Kassenzugehörigkeit 20 M., nach zweijähriger 30 M., nach dreijähriger 40 M., nach vierjähriger 50 M. erhalten. Die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder ist im Notfall zu beschränken, um die private Wohltätigkeit nicht in Anspruch nehmen zu müssen.

Vermischtes

Die Berliner Gewerkschaften, die nach dem Bericht für das Jahr 1908 in 73 Organisationen 228806 Mitglieder zählten, hatten in diesem Jahre eine Einnahme von 9148147 M. Gegenüber dem Vorjahr sind das 4819965 M. weniger. Wie denn im allgemeinen der Bericht gegen den des Vorjahres eine Schwächung der Berliner Gewerkschaften, in erster Linie bedingt durch die Krise, aufweist. Die Gesamtausgaben betrugen 7469687 M. Hier wie bei den Einnahmen ist der Minderebetrag auf das Ausfallen der Streiks in der Berichtszeit zurück zu führen. So wurden 1907 5065988 M. für Streikunterstützungen ausgegeben, 1908 nur 380751 M. Dagegen aber erforderte die Arbeitslosenunterstützung beträchtliche Ausgaben. Insgesamt waren es 4142120 M. Wie das auf einzelne Gewerkschaften wirkte, zeigen folgende Zahlen: Den Holzarbeiterverband kostete die Arbeitslosenunterstützung 504860 M. (im Vorjahre 887999 M.), den Buchdruckern 351972 M. (225195 M.), den Lithographen und Steindruckern 48969 M. (32170 M.), den Porzellanarbeitern 27644 M. (27829 M.), den Transportarbeitern 99981 M. (48829 M.), den Zimmerern 88060 M. (31451 M.). Wie sich schon aus

der Summe der gezahlten Streikunterstützung ergab, waren die Kämpfe weder umfangreich noch bedeutend. Es wurden 25 Angriffstreiks geführt. Zu Abwehrstreiks aber waren die Gewerkschaften in 247 Fällen gezwungen. Die Angriffstreiks, an denen insgesamt 1888 Personen beteiligt waren, endeten in 14 Fällen mit vollem, in 6 Fällen mit teilweisem und in 5 Fällen ohne Erfolg. — Die Abwehrstreiks mit einer Gesamtbeteiligung von 10137 Personen endeten in 79 Fällen mit vollem, in 42 Fällen mit teilweisem, in 122 Fällen ohne Erfolg. — Die Angriffstreiks erforderten eine Unterstützungssumme von 68489 Mt., die Abwehrstreiks eine solche von 366810 Mt.

Der Arbeitsmarkt im April zeigte kein einheitliches Bild. Für einige Großindustrien ist eine Verbesserung gegenüber dem Vormonat noch nicht oder doch nur in geringem Umfange eingetreten. So belebte sich zwar der Geschäftsgang auf dem Ruhrkohlenmarkte etwas, jedoch wird das zum Teil darauf zurück geführt, daß mit dem Inkrafttreten der Sommerpreise eine Reihe von Lieferungen erfolgten, die im Vormonat in Erwartung der niedrigeren Preise nicht mehr aufgegeben waren. Auf der anderen Seite brachte die mildere Witterung einen Rückgang des Absatzes in Hausbrandkohle und Bricketts. Die Maschinenindustrie war im allgemeinen besser als im Vormonat beschäftigt, allerdings nicht allenthalben: So war die Lage in der oberschlesischen Schwerindustrie nach wie vor ungünstig. In der elektrischen Industrie trat teilweise ein Rückgang ein, der vor allem die Herstellung von Akkumulatoren und Dynamomaschinen betraf. Besser beschäftigt waren die Kabelwerke. Die Textilindustrie hatte für einzelne Zweige eine vermehrte Beschäftigung aufzuweisen; die Spinnereien waren aber noch immer unzureichend beschäftigt. Wie üblich, wurde das Gesamtbild des Arbeitsmarktes im April durch Belebung der Tätigkeit in einigen Saisongewerben beeinflusst. Im Buchdruckgewerbe dagegen begann die stille Geschäftszeit bereits einzusetzen.

Von den „Gelben“. Die gelbe Gewerkschaftsbewegung in Deutschland zählt nach den letzten Feststellungen des Vororts Augsburg Ende 1908 79807 gegen 25285 am Ende des Jahres 1905. In Augsburg allein sitzen 6912 Gelbe bei einer Gesamtarbeiterschaft von 13595 Arbeitern. Im Gründungsjahre 1905 hatten sich hier erst 2056 um die gelbe Fahne gesammelt. Der als Bahnbrecher der gelben Bewegung tätige Arbeiterverein der Maschinenfabrik Augsburg hat seine Mitgliederzahl in den letzten drei Jahren von 601 auf 3300 gesteigert. Trotzdem ist die Bedeutung der „Gelben“ zum Glück recht gering.

„Streikbrecher“ keine Beleidigung im Ärztekreisen. Die „Soz. Praxis“ schreibt: „Mehr als 20 während des Kölner Ärztestreiks in den Dienst der dortigen Krankenkasse eingetretene Ärzte klagten kürzlich gegen einen Kollegen Dr. A., der die Zuziehenden in einer öffentlichen Versammlung der dortigen Gesellschaft für Soziale Reform als Streikbrecher bezeichnet hatte, wegen Beleidigung. 10 Klagen wurden abgewiesen, weil ein Sühnetermin vorher nicht stattgefunden hatte. In den übrigen Fällen wurde der Beklagte Dr. A. freigesprochen, weil er in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe und unter den obwaltenden Umständen eine Beleidigung nicht vorliege. — Es ist erfreulich, zu verfolgen, wie die deutschen Richter lernen, an den Vorgängen in den ihren Kreisen nahestehenden Ärztekreisen Verständnis für die Notwendigkeiten und ethischen Eigenheiten der sozialen Solidaritätsbestrebungen und Arbeitskämpfe zu gewinnen. Bis vor ganz kurzer Zeit galt der Ausdruck „Streikbrecher“, obwohl er unter Umständen gar nichts anderes als ein technischer Ausdruck ist, als eine Beleidigung, wenn organisierte Arbeiter das Wort gegen Nichtstreikende gebrauchten; die Wahrnehmung berechtigter Interessen wurde ihnen von den Gerichten nicht zu gute gehalten.“ — Woraus sich eben wiederum ergibt, daß die deutschen Gerichte zumeist den Empfindungen in der Arbeiterwelt weitentfernt stehen.

Die Macht der Kirche ist auch heute noch eine gewaltige. Vor allen Dingen auf dem Gebiete der Schule und der Beeinflussung der Erwachsenen. Um sich nur ein ungefähres Bild der Bedeutung der katholischen Geistlichkeit auf das Leben des italienischen Volkes zu machen, nehmen wir Bezug auf eine Statistik, die vor kurzem der Abgeordnete Ghiesi in der italienischen Kammer über die Verbreitung der geistlichen Orden in Italien bekannt gab. Nach Ghiesi hat sich, förmlich zum Hohne auf die Gesetze von 1866 und 1873, das Heer der Mönche und Nonnen seit 1882 nahezu verdoppelt und zählt heute rund 50000 Köpfe! Allein in Stadt und Provinz Rom leben davon zirka 7400. In Rom gibt es 361 Klöster, darunter neun Häuser der Gesellschaft Jesu; ferner hat Rom eine Unmenge von Mönchen und Nonnen geleiteter Anstalten und Erziehungsinstitute. Die Zahl der Mönchs- und Nonnenschulen in ganz Italien beträgt 2078, die von 150000 Kindern besucht

werden. „Dabei haben“, so rief Ghiesi aus, „die Mönche und Nonnen sich wie Heuschrecken gerade auf die besten, reichsten und schönsten Punkte Italiens gestürzt. Niemals, selbst in der päpstlichen Zeit nicht, wimmelte Rom mehr von Mönchen und Nonnen als heute!“ Leider hat Ghiesi die andere große Armee des Papsttums, das Heer der Weltgeistlichen, gar nicht in seine Statistik aufgenommen. — Diese Angaben erregen selbst in Italien, wo der Anblick vieler Geistlicher durchaus nichts Überraschendes bietet, allgemeines und großes Aufsehen.

Sind Gewerkschaften Versicherungsvereine? Diese Frage, welche früher schon von der Ortskrankenkasse Senftenberg in einem Streitfalle mit dem Holzarbeiterverband ins Rollen gebracht wurde und durch die zuständige Aufsichtsbehörde merkwürdiger Weise bejaht wurde, beschäftigte dieser Tage auch das berliner Landgericht als Berufungsinstanz gegen ein Urteil des Amtsgerichts in Köpenick. Die Entscheidung des Landgerichts verneinte die aufgeworfene Frage und gab dazu eine sehr ausführliche Begründung, die ihrer Klarheit wegen verdient, den weitesten Kreisen bekannt zu werden und die gleichzeitig auch in sehr einwandfreier Weise einen selten vernünftigen Standpunkt präzisiert, der ohne weiteres auch in allen andern ähnlichen Fällen als unanfechtbar Geltung erlangen dürfte. In den Urteilsgründen heißt es: Für die Entscheidung der Frage, „ob den Mitgliedern des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer ein Rechtsanspruch auf Unterstützung zusteht“, ist nicht sowohl die Formulierung einzelner Satzungsbestimmungen als der Gesamthalt der betreffenden Satzungen, und wo dieser zu Zweifeln Raum läßt, der Gesamtcharakter des Unternehmens für die Entscheidung maßgebend. Nach § 1 der Satzung bezweckt der Verband die Lage seiner Mitglieder in materieller wie in theoretischer und praktischer Beziehung zu heben und zu verbessern. Die zur Erreichung des Zwecks geeigneten Mittel sind im § 2 angegeben. Unter diesen zwölf Mitteln ist im § 9 angeführt, daß arbeitslosen und erkrankten Mitgliedern unter den dort angegebenen Bedingungen auf ihren Antrag eine Unterstützung gezahlt werden kann. Wie die Satzung mit Deutlichkeit ergibt, ist das Unternehmen des Zentralverbandes nicht etwa auf den Abschluß von Versicherungsgeschäften gerichtet, die Versicherung ist vielmehr nur nebenbei mit den sonstigen Zwecken des Verbandes verbunden. Wenn nun auch für den Fall der Arbeitslosigkeit oder Erkrankung die zu gewährende Unterstützung ihrer Höhe nach ziffernmäßig bestimmt ist, auch die Voraussetzungen, unter denen eine Unterstützung zu gewähren ist, statutarisch bis ins einzelne festgesetzt sind, so ist doch andererseits durch die Satzungsbestimmungen, daß die Unterstützung auf Antrag gezahlt werden könne, mit der erforderlichen Deutlichkeit ausgesprochen, daß die Mitglieder ein Recht auf die Unterstützung nicht haben, letztere vielmehr freiwillig sein solle, und deren Gewährung oder Nichtgewährung im Einzelfalle von dem Ermessen der Vereinsorgane abhängen. Maßgebend für die Beurteilung der ganzen Rechtslage ist insbesondere auch die eidliche Bekundung des Zeugen Scheffel. Darnach hat nur eine Verbandsklasse, in der kein besonderer Teil des Vermögens zum Zwecke der Versicherung ausgesondert ist, bestanden. Die Anmerkung zu § 9 der Satzung ist zu dem Zweck aufgenommen, um den Mitgliedern des Verbandes klar zu machen, daß ihnen ein klagbares Recht auf die Unterstützung nicht zustehe. Ursprünglich war es beabsichtigt, die Bestimmung dahin zu treffen, daß ein klagbares Recht auf Unterstützung nicht gewährt wird. Diese Fassung wurde aber abgelehnt, da dadurch leicht Mitglieder von ihrem Eintritt in den Verband hätten abgehalten werden können. Die Unterstützung ist zwar im allgemeinen stets gewährt, aber unter andern auch abgelehnt worden, wenn der die Unterstützung Nachsuchende sich in guten Vermögensverhältnissen befand. Gerade letztere Tatsache spricht dafür, daß von einem Rechtsanspruch auf Unterstützung nicht die Rede sein kann. Es ist in der Statutbestimmung auch nicht notwendigerweise eine Umgehung des Gesetzes zu erblicken, wenngleich sie erwiesenermaßen den Zweck verfolgen mag, die Unterstellung des Unternehmens unter das Aufsichtsgezet zu verhindern.

Italien. In Bologna tagte vor kurzem ein Kongreß der Syndikalisten und Anarchisten der gewerkschaftlichen Organisationen, an dem einige 70 Vertreter teilnahmen, die nach Angabe des Organisations-Komitees gegen 140000 Organisierte vertraten. Es handelt sich hier um die Organisationen, die sich vor 2 Jahren in Parma von der Konfederation der Arbeit los sagten, um eine eigene, nationale Zentralorganisation zu bilden. Es ist nun von hoher Bedeutung für die italienische Arbeiterbewegung, daß diese Gewerkschaften und Arbeitskammern in Bologna ihren separatistischen Standpunkt aufgegeben haben und beschlossen, der Konfederation der Arbeit beizutreten. Die hierauf bezügliche

Tagesordnung hat folgenden Wortlaut: „Die auf dem Kongress in Bologna zusammen getretenen Vertreter der proletarischen Organisationen Italiens, die die Taktik der direkten Aktion anwenden, geben ihrer Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der proletarischen Bewegung, Grundlage jeder wirklichen Gewerkschaftsaktion, Ausdruck und beschließen, der allgemeinen Konföderation der Arbeit beizutreten“. Bei der Abstimmung, die nach der Zahl der vertretenen Mitglieder stattfand, wurden für diese Tagesordnung 181 469 Stimmen abgegeben, gegen 6214, bei 3880 Stimmenthaltungen. —

Zur Unterhaltung

Das Wrack.

Aus dem Französischen von G. de Maupassant.

I.

Es war am 31. Januar.

Ich hatte bei meinem alten Freunde Georges Garin gespeist, als der Diener ihm einen mit Siegeln und fremden Postmarken bedeckten Brief brachte.

Georges fragte: „Du gestattest?“

„Gewiß.“

Und er las acht Seiten, mit großer englischer Schrift bedeckte Bogen, die kreuz und quer nach allen Richtungen hin beschrieben waren. Er las sie langsam, mit ernster Aufmerksamkeit und mit dem Interesse, das man nur für Dinge hat, die einem ans Herz rühren.

Dann legte er den Brief auf eine Ecke des Kamins und sagte: „Das ist eine drollige Geschichte, die ich dir noch nie erzählt habe — eine sentimentale Geschichte eigentlich, die mir einmal am Neujahrsabend passiert ist. Das war ein ganz eigentümlicher Sylvestertag damals. Es sind gerade zwanzig Jahre her, denn ich bin jetzt fünfzig und war damals dreißig . . .“

Ich war Inspektor an der Seeunfallversicherungs-Gesellschaft, deren Leiter ich heute bin. Ich hatte mir vorgenommen, den Neujahrstag in Paris zu feiern, da man sich schon einmal gewöhnt hat, den ersten Januar wie ein Fest zu begehen, als ich einen Brief meines Direktors mit der Order empfing, mich unverzüglich nach der Insel Ré zu begeben, wo ein von uns versicherter Dreimaster gescheitert sei. Es war acht Uhr morgens, um zehn Uhr war ich im Bureau der Gesellschaft, um meine Instruktionen in Empfang zu nehmen, abends stieg ich in den Expresszug, der mich am nächsten Morgen, am 31. Dezember also, in La Rochelle absetzte.

Ich hatte noch zwei Stunden Zeit, ehe ich das nach der Insel Ré abgehende Boot, es hieß Jean-Guiton, besteigen konnte, und machte einen Rundgang durch die Stadt. La Rochelle ist wirklich eine eigentümliche Stadt und hat viel Charakter — mit seinen labyrinthisch gewundenen Straßen, die unter endlosen Galerien hinlaufen, unter Galerien, die mit ihren schweren, geheimnisvollen Säulen als Schlupfwinkel für Verschwörer geschaffen zu sein scheinen und uns an alte, an Tapferkeit reiche Kriege erinnern, an heldenmütige und wilde Religionskriege. Sie ist noch ganz die ernste, verschwiegene hugenottische Stadt, ohne reiche Kunst, ohne die wunderbaren Monumente, die zum Beispiel Rouen so prachtvoll erscheinen lassen, doch bemerkenswert durch ihr strenges, ein wenig trockenes Aussehen, eine Stadt wütender Kämpfer, in der der Fanatismus geduldet kann, und der Glaube der Calvinisten sich erhitzte.

Nachdem ich nun eine Zeitlang durch die sonderbaren Straßen geirrt war, bestieg ich das kleine schwarze dickhäufige Dampfboot, das mich zur Insel Ré bringen sollte. Es fuhr schnaufend und wie wütend ab, zwischen den zwei alten Türmen hindurch, die die Hafeneinfahrt bewachen, durchschnitt die Reede, verließ den Riesenkreis der Mole, die, von Richelieu erbaut, die ganze Stadt wie ein ungeheurer Kranz umgibt, und wandte sich dann nach rechts.

Es war einer der trüben Tage, die schwer auf den Gedanken lasten, das Herz bedrücken und jede Kraft und jede Energie lähmen; ein grauer eisiger Tag, wie beschmutzt durch einen schweren Nebel, feucht wie Regen, kalt wie Eis, und die unklare Luft häßlich zum Einatmen, als trüge sie Schmutz und Unrat.

Unter der niedrigen trüben Nebeldecke lag das gelbe, wenig tiefe und sandige Meer dieser endlosen Küstenstreifen regungslos glatt, ohne Bewegung, ohne Leben da, ein Meer stagnierendes, fetten, dicken Wassers. Der „Jean-Guiton“ glitt lautlos über dies weiche dickliche Riesenkissen hin und ließ nur wenig Falten, wenig Plätschern, wenig Wellen zurück, die sich bald beruhigten.

Ich plauderte mit dem Kapitän, einem kleinen Manne, der fast keine Beine zu haben schien, rund war wie sein Boot und wahr-

scheinlich aus Sympathie auch so hin und her schwankte. Ich wollte von ihm einiges Nähere über den Unfall, den ich konstatieren sollte, erfahren. Wie ich schon erwähnte, war ein großer Dreimaster der „Maria-Joseph“, in einer Sturmnacht auf dem Sande, der die Insel Ré umgibt, gescheitert.

„Der Sturm“, so erzählte mir der Kapitän, „hatte das Fahrzeug soweit hinaus geworfen, daß es unmöglich geworden, es ans Land zu bringen. Man hatte nur alles, was an Inhalt noch zu retten war, schleunigst aufs Trockene gebracht.“ Ich mußte also die Lage des Wracks in Augenschein nehmen, konstatieren, in welchem Zustande es vor dem Schiffbruche gewesen und ob man genügende Anstrengungen gemacht, es wieder flott zu machen. Ich kam als Vertrauensmann meiner Gesellschaft und mußte für meine Aussagen nötigenfalls in einem Prozesse einstehen.

Von meinen Nachrichten hing es ab, welche Maßnahmen der Direktor in dieser Angelegenheit ergreifen werde.

Der Kapitän des „Jean-Guiton“ war mit allen Einzelheiten des Unglücks vertraut, da er mit seinem Schiffe an den Rettungsversuchen teil genommen hatte.

Er erzählte mir den Unfall, der sich übrigens sehr einfach zugetragen. Der „Maria-Joseph“ war, als er in einer Sturmnacht auf dem mit Schaum bedeckten Meere — einem Meere wie Milchsuppe, meinte der Kapitän — dahin fuhr, durch einen wütenden Windstoß auf die ungeheuren Sandbänke geschleudert worden, die die Küsten dieses Landstriches zur Zeit der Ebbe in eine endlose Sahara verwandeln.

Während wir plauderten, blickte ich auf das Wasser hinaus. Zwischen dem Ozean und dem schweren Himmel blieb ein freier Raum, in dem das Auge sich in weite Fernen verlor. Wir glitten auf das Land zu. Ich fragte: „Ist dies die Insel Ré?“

„Ja, mein Herr.“

Und plötzlich streckte der Kapitän die Hand gerade aus, wies mir, weit hinten, mitten im Meere einen fast unbemerkbar kleinen Gegenstand und sagte: „Sehen Sie, da liegt das Schiff.“

„Der Maria-Joseph?“

„Ja.“

Ich war verblüfft. Dies schwarze, fast unsichtbare Pünktchen mußte wenigstens drei Kilometer von der Küste entfernt liegen.

„Aber Kapitän“, sagte ich, „an der Stelle, die Sie mir da zeigen, müssen doch wenigstens hundert Faden Wasser sein!“

Er lachte: „Hundert Faden, mein Freund? . . . Nicht zwei, sage ich Ihnen! . . .“ Und er erklärte mir: „Wir sind jetzt um neun Uhr fünfzig Minuten in der Flut. Gehen Sie nach dem Essen gemütlich mit den Händen in der Tasche auf den Strand hinaus spazieren und ich versichere Sie, daß Sie um zwei Uhr fünfzig, oder höchstens um drei Uhr trockenen Fußes bis an das Wrack gekommen sein werden. Dann können Sie eine Stunde fünfundvierzig Minuten bis zwei Stunden, aber auf keinen Fall länger, darauf bleiben. Je weiter das Meer zurück tritt, um so schneller kommt es wieder. Diese Küste ist nämlich flach wie ein Brett. Gehen Sie um vier Uhr fünfzig von dem Wrack wieder weg, sage ich Ihnen, und Sie können um ein halb Sieben wieder auf den „Jean-Guiton“ steigen, der Sie am selben Abend auf dem Quai von La Rochelle wieder absetzt.“

Ich dankte dem Kapitän und setzte mich auf den Bordsteil des Schiffes, um die kleine Stadt Saint-Martin, der wir uns eilig näherten, zu betrachten.

Sie glück genau all den Miniaturplätzen, die zugleich die Hauptstädte der an dem Kontinent entlang gesäten Inseln sind. Sie war eigentlich nur ein großes Fischerdorf, das mit einem Fuß im Wasser und mit einem auf der Erde stand, und in dem man von Fischen und Geflügel, von Muscheln und Gemüse lebte. Die Insel ist sehr flach, wenig bebaut und scheint dabei sehr bevölkert zu sein; doch drang ich nicht weiter ins Innere.

Nachdem ich gespeist hatte, überschritt ich ein kleines Vorgebirge und ging dann, als das Meer rapide zurück ebbte, durch den Sand auf eine Art schwarzen Felsblock, das Wrack, zu, das ich hinten, weit, weit im Wasser bemerkte.

Ich schritt schnell über die gelbe Ebene, die elastisch war wie Fleisch und unter meinem Fußtritt zu schmelzen schien. Das Meer, das eben noch hier gewesen, war geflohen und erstreckte sich nun weit unten, wo meine Augen die Linie, die den Sand vom Ozean trennte, nicht mehr wahrnehmen konnte. Ich glaubte einem gigantischen, übernatürlichen Zauber beizuwohnen.

Ich ging jetzt hier in einer Wüste, wo noch vor Minuten ein Meer wogte! Nur noch der Hauch des Salzwassers war von ihm geblieben und der Geruch nach Tang, der rauhe kräftige Geruch der Küste. Ich ging schnell, ich froh nicht mehr; ich blickte auf das Wrack, das mit jedem Schritte größer wurde und nun deutlich als gescheitertes Fahrzeug zu erkennen war.

Es schien aus dem Boden heraus zu wachsen und nahm auf dem ungeheuren flachen gelben Hintergrund ganz überraschende Proportionen an. Nach einem Weg von einer Stunde kam ich bei ihm an. Es lag auf der Seite, geborsten, zerrissen, und zeigte wie ein verunglücktes Tier seine gebrochenen Rippen von beteernten und von riesigen Nägeln durchbohrtem Holze. Durch alle Spalten und Risse war schon Sand eingedrungen, der Sand, der es sich nun erobert hatte, festhielt und nie wieder loslassen wollte. Er schien feste Wurzel in ihm gefaßt zu haben. Das Borderteil hatte sich tief in den tückischen weichen Boden gebohrt, während das Hinterteil, das sich infolgedessen in die Höhe gehoben, wie ein verzweifelter Hilfschrei die beiden auf dem schwarzen Holze weiß gemalten Worte zum Himmel zu rufen schien: „Maria-Joseph.“

Ich kletterte an der niedrigsten Seite an diesem Schiffsleichenam hinauf, und drang dann vom Deck aus in das Innere. Das Licht, das durch die eingedrückten Lugen und die Spalten in den Seiten herein fiel, beleuchtete trübe den langen, dunklen, mit allerlei zerbrochenem Holzwerk gefüllten höhlenartigen Raum. Im übrigen war nichts mehr darin als Sand, der die den ganzen Bretterboden bedeckte.

Ich begann mir über den Zustand des Schiffes Notizen zu machen, setzte mich auf ein leeres, geborstenes Faß und schrieb bei dem gespenstlichen Licht, das durch eine breite Spalte fiel, durch die ich die endlose Sandwüste, die die Ebbe vor meinen Augen geschaffen, überschauen konnte. Hin und wieder lief mir ein eigentümlicher Schauer, den die Kälte und Einsamkeit erregten, über den Körper, und ich hörte wohl zu schreiben auf, um auf allerlei unbestimmte und geheimnisvolle Geräusche im Brack zu lauschen: Auf die Krabben, die mit ihren gebogenen Krallen außen am Holzwerk des Schiffes kratzten, auf die tausend kleinen Meerestiere, die sich schon auf diesem Toten niedergelassen, auf das leise und regelmäßige Bohren des Holzwurms, der unablässig mit dem trockenen Knirschen eines Bohrers alles alte Zimmermannswerk zerbeißt und zerstört.

Und plötzlich vernahm ich, ganz nahe bei mir menschliche Stimmen. Ich sprang auf, als erblickte ich eine Erscheinung. Ich glaubte wirklich einen Augenblick lang vom Grunde des unheimlichen Schiffsrumpfes die Ertrunkenen auferstehen zu sehen, die mir ihren bitteren Tod erzählen wollten. Es dauerte jedoch nicht lange, so war ich mit ein paar kräftigen Schwüngen auf das Deck hinauf geklettert und sah unten an dem Borderteil des Schiffes einen großen Herrn mit drei jungen Mädchen, oder viel mehr einen langen Engländer mit drei Misses stehen. Sie erschrakten offenbar noch viel mehr als ich, als sie mich plötzlich auf diesem verlassenem Dreimaster aus der Lute empor tauchen sahen. Das jüngste der Mädchen wollte weglaufen, die beiden andern klammerten sich an ihren Vater, der den Mund aufriß — es war das einzige Zeichen, durch das sich seine Erregung äußerte.

Nach einigen Augenblicken sagte er: „Sie sein der Eigentümer von diese Schiff?“

„Ja, mein Herr.“

„Wir dürfen ihm betrachten?“

„Gewiß, mein Herr!“

Er sprudelte nun eine lange englische Phrase hervor, von der ich jedoch nur das verschiedentlich wiederholte Wort: „Danke“ verstand.

Da er eine Stelle suchte, an der er herauf klettern könne, zeigte ich ihm die bequemste und reichte ihm die Hand. Er stieg herauf und wir halfen nun den drei Mädchen, die sich wieder beruhigt hatten. Sie waren alle drei reizende Geschöpfe, besonders die älteste, eine Blondine von vielleicht achtzehn Jahren, die frisch wie eine Blume, entzückend fein und zierlich war. Die hübschen Engländerinnen sehen immer aus, wie zarte Geschenke des Meeres — diese hier schienen aus dem Sand empor getaucht, der ihrem Haar seinen sanften Glanz gelassen hatte — und sie erinnern uns oft durch ihre köstliche Frische an die zarten Farben rosigter Muscheln und die mattglänzenden, seltenen, geheimnisvollen, in unbekannte Meerestiefen verschlossene Perlen.

Sie sprach ein wenig besser als ihr Vater französisch und wurde unser Dolmetscher. Ich mußte den Schiffbruch ganz genau erzählen, und erfand eine Geschichte so echt, als wäre ich dabei gewesen. Dann stieg die ganze Familie in das Innere des Bracks hinab. Raum waren sie in dem finstern Räume angekommen, so stießen sie Rufe des Erstaunens und der Verwunderung aus, und ganz plötzlich hatten der Vater und alle drei Töchter Skizzenbücher in ihren Händen, die sie wohl aus ihren unergründlichen Mänteln gezogen haben mußten, und begannen sofort vier Bleistiftzeichnungen des trüben, seltsamen Ortes anzufertigen.

Sie saßen nebeneinander auf einem Balken, die vier Albums auf den acht Knien bedeckten sich eilig mit kleinen schwarzen Linien, die den geborstenen Bauch des „Maria Joseph“ darstellen sollten.

Während ihrer Arbeit und während ich das Schiff weiter besichtigte, plauderte ich mit dem ältesten der Mädchen.

Ich erfuhr, daß sie den Winter in Biarritz zubrachten und ganz extra nach der Insel Ré gekommen waren, um den gescheiterten Dreimaster zu sehen. Sie hatten nichts von der englischen Arroganz, diese Leute; es waren einfache, gutherzige, ein wenig verdrehte Menschen, vom Stamm jener ewig Wanderlustigen, mit denen England die Erde überschwemmt. Der Vater war lang, trocken, sein rotes Gesicht von weißen Koteletten eingerahmt, ein richtiger lebendiger Sandwich, eine Scheibe Schinken, die man zwischen zwei Haarbüscheln wie ein Gesicht zugeschnitten hatte. Die Mädchen waren hochgänglich und von trockenem Wesen, außer der ältesten, hübsch alle drei, die größte jedoch ganz besonders reizend.

Sie hatte eine so allerliebste Art zu plaudern, zu erzählen, zu lachen, zu verstehen, nicht zu verstehen, mich fragend anzusehen und ein paar blaue Augen aufzuschlagen — tief wasserblaue Augen — zu zeichnen, die Gegenstände zu betrachten, wieder mit der Arbeit zu beginnen, „yes“ oder „no“ zu sagen, daß ich sie eine Ewigkeit hätte betrachten können.

Plötzlich murmelte sie: „Ich höre eine kleine Geräusch an die Schiff.“

Ich horchte und vernahm ebenfalls deutlich ein sonderbares regelmäßig wiederkehrendes, leichtes Geräusch. Ich stand auf, um durch den Spalt nach außen zu sehen und stieß einen lauten Schrei aus: das Meer hatte uns überfallen! Es war zurück getehrt und umgab uns!

Wir stiegen im Augenblick auf Deck; es war zu spät! Das Wasser schloß uns ein und lief mit zauberhafter Schnelligkeit der Insel zu, nein, es lief nicht, es glitt, es kroch, streckte sich dahin wie ein unendlicher Fleck. Kaum einige Zentimeter Wasser bedeckten den Sand, doch war die fliehende Wassergrenze schon nicht mehr zu entdecken.

Uersammlungs-Berichte etc.

k. Berlin. Die am 15. Mat abgehaltene Zahlstellenversammlung beschäftigte sich unter anderen auch mit einem von der Berliner Gewerkschaftskommission eingegangenen Schreiben, in dem die Gewerkschaften aufgefordert werden, Vorschläge zu machen für Schöffen der Jugendgerichtshöfe. Hierzu bemerkte Kollege Freiesleben, daß wir dazu keinen ablehnenden Standpunkt einnehmen können, sondern die Mitglieder, die dazu geeignet sind, sollten sich mit Freuden dieser Aufgabe widmen. Es müßte jedoch von Mitgliedern, die noch nicht 30 Jahre alt sind, sowie auch von Vorbestraften, abgesehen werden. Auch die Verwaltungsmitglieder kämen vorläufig nicht in Betracht, wegen Belastung mit den Arbeiten für die Zahlstelle. Als geeignete Personen wurden die Kollegen Brömmel, Bulinski, Hükel und Kühne gewählt. In Sachen betreffs des Beitritts der Glasmaler zu unserem Verband wird ein früher gefaßter Beschluß aufgehoben, und soll dem Glasarbeiterverband mitgeteilt werden, daß die Maler, welche sich bei uns zur Aufnahme melden, aufgenommen werden. Der Vorsitzende machte dann noch bekannt, daß das Lokal der Schildermaler von jetzt ab Neue Friedrichstraße 1, Pagenhofer Ausschank, sich befindet. Er ersuchte die betreffenden Branchenmitglieder, die Veranstaltungen der Branche besser zu besuchen, als im alten Lokal. Ferner wurde beschlossen, in Zukunft keine Darlehen mehr zu gewähren, da diese immer mehr zu höheren Summen anlaufen, und wenig oder gar nichts zurück gezahlt wird. Es sollen aber diejenigen Kollegen, die ihre Pflicht erfüllen und die Versammlungen regelmäßig besucht haben, in dringender Notlage eine Unterstützung erhalten. Einem Kollegen, bei dem die für eine solche Notfallunterstützung gestellten Bedingungen erfüllt waren, wurde dieselbe in Höhe von 10 Mk. von der Verwaltung bewilligt. Der Kassierer gab dann den Kassenbericht vom 1. Quartal 1909. Leider muß auch hier konstatiert werden, daß wiederum eine größere Anzahl von Mitgliedern wegen Kasse gestrichen werden mußten, darunter etliche alte, die es nicht nötig hatten, da sie sich in guter Stellung befinden und ihre jahrelange inne gehabte Arbeitsstelle nur auf Kosten der anderen Mitglieder erhalten konnten. In der Diskussion über den Bericht wird allgemein der Wunsch laut, nicht so hohe Kasse anlaufen zu lassen und werden dementsprechend verschiedene Vorschläge gemacht, die aber zu keinem Beschluß erhoben wurden. Vom Vorsitzenden wurde betont, daß die Mitglieder unter einander sich auf die Finger sehen sollten, wie weit das eine oder das andere seine Beiträge bezahlt hat. Von den Revisoren ist die Kasse nebst Belägen geprüft und in Ordnung befunden und wird auf Antrag des Kollegen Bressen dem Kassierer einstimmig Decharge erteilt.

u. Dresden. Am 14. Mat sprach Herr Bildhauer Menzer vor 59 Personen über das Thema: „Die Völker im Spiegel ihrer Kunst“. Redner versuchte uns für die Kunstwerke der alten Ägypter, Griechen und Römer zu interessieren und zeigte uns, daß alle Kunst der Ausdruck der sozialen Verhältnisse der in Betracht kommenden Völker ist. So finden wir in der hohen und höheren Kunst der alten Griechen ihre Demokratie verkörpert. Am markantesten tritt die Abhängigkeit aller Kunst vom sozialen Milieu im alten Rom hervor. Ursprünglich an der großen einfachen Kunst Griechenlands festhaltend, sehen wir dann im Siegestaumel entstandene, überladene Triumpfbogen. Und am Ende der römischen Herrlichkeit sehen wir nur noch eine in die Paläste der

römischen Kräfte zurück gezogene Kunst. An ihr können wir die Notwendigkeit des Unterganges dieses einst mächtigen Reiches infolge seiner unnatürlichen sozialen Verhältnisse erkennen. Auf die Neuzeit übergehend zeigte Genosse Menzer uns die sich im Koloko verkörpernde Unnatürlichkeit, die zur französischen Revolution führte. Die letztere brachte keine wesentliche Verbesserung der Kunst mit sich. Bei uns in Deutschland brachte die Reaktion den Wiederherstellungstil. Die Bewegung von 1848 und 1849 brachte einen Vorstoß auf diesem Gebiet, der vor allem mit Gottfried Semper verbunden ist. Der jetzige Wirrwarr auf diesem Gebiete ist bezeichnend für die bei uns herrschenden Zustände. Niemand ist in der Lage, in der Entwicklungsperiode, in der wir uns befinden, eine Richtung angegebende Kunst zu schaffen. Hervor gehoben werden muß der belgische Künstler Meunier, der seit einem Menschenalter versucht die Würde der Arbeit zur Geltung zu bringen. Um aber unter den heutigen Verhältnissen eine wirkliche große Kunst zu schaffen, ist es notwendig, daß der Arbeiter mehr Zeit zur Ruhe bekommt. — Eine Debatte fand nicht statt. — Zum Gewerkschaftlichen machte Genosse Streul auf die Kartellberichte aufmerksam. Besonders der damit verbundene Bericht des Arbeiterssekretariats, in dem alle im vergangenen Jahre behandelten, besonders krassen Fälle in ausführlicher Weise gewürdigt werden, macht den Bericht für jedes Mitglied lesenswert.

k. Eiberfeld. In der Zahlstellenversammlung vom 22. Mai wurde beschlossen, daß der Lokalbeitrag jetzt pro Woche 5 Pfg. beträgt und mit den übrigen Beiträgen gleichzeitig zu bezahlen ist. Dann wurde noch beschlossen und festgestellt, daß auch die auswärtigen Mitglieder der hiesigen Zahlstelle die Lokalbeiträge zu bezahlen haben, weil die Lokalkasse nur für nützliche Zwecke der Allgemeinheit verwendet wird. Ferner wurde beschlossen, die Kartellberichte aus dem 12 pCt.-Fonds zu bezahlen und jedem Mitglied ein Exemplar zugehen zu lassen.

sch. Timenau. Die am 15. Mai stattgefundene Zahlstellenversammlung erfreute sich eines besseren Besuchs als die früheren Versammlungen. Unter Mitteilungen gab der Vorsitzende einen kurzen Bericht über die am 9. Mai mit dem Vorstandsvorsitzenden gepflogenen Verhandlungen über verschiedene schwebende Fragen. Hierauf hielt Kollege Chemnitz seinen Vortrag über: „Die englische Gewerkschaftsbewegung“. In zirka 1 1/4 stündigen Ausführungen entledigte sich der Referent seiner Aufgabe in eingehender Weise. Redner gab zunächst einen kurzen Überblick über die im Laufe der Jahrhunderte stattgefundene Entwicklung Englands vom reinen Agrarstaat zum jetzigen Industriestaat. Schon im Anfang des 18. Jahrhunderts bestanden in den englischen Städten kleine lokale Arbeiterorganisationen, die dann im Jahre 1799 durch das Koalitionsverbot, welches bis zum Jahre 1824 bestand, aufgelöst wurden. Während dieser Zeit entstanden Geheimbünde unter der Arbeiterschaft, dieselben waren aber in agitatorischer Hinsicht wertlos. Ferner ging Redner auf die vorzüglich ausgebauten Arbeiterschutz-Gesetze Englands ein und schilderte die Gründung und die inneren Einrichtungen der jetzigen modernen Gewerkschaften. Im Weiteren kam Kollege Chemnitz auf die aus den Gewerkschaften hervorgegangene Genossenschaftsbewegung Englands zu sprechen, die, was Leistung und Mitgliederzahl anbelangt, einzig in der Welt dasteht. Der Redner kommt zu dem Schluß, daß der englische Arbeiter, in agitatorischer Hinsicht, dem deutschen Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung vorbildlich sein möge. Der Vortrag wurde von den Versammelten recht beifällig aufgenommen. Im Anschluß hieran forderte der Vorsitzende die Anwesenden auf, jederzeit für die Ausbreitung unseres Verbandes mit arbeiten zu wollen. Der Schriftführer erstattete hierauf die beiden letzten Kartellberichte, über welche eine Diskussion nicht stattfand. Mit einem warmen Appell des Vorsitzenden, in Zukunft stets für zahlreichem Besuch der Versammlungen Sorge zu tragen, wurde die Versammlung am 11 Uhr geschlossen.

Sterbetafel.

Breslau. Restaurateur Paul Riem, Former, geboren am 18. Juni 1875, gestorben am 30. Mai an Lungentuberkulose. Ehre seinem Andenken!

Adressen-Henderungen

Kleindembach. Rff. Paul Diegel, Kapseldreher.
Meuselwitz. Rff. Ernst Reck, Dr., Eisenbahnstr. 1.

Versammlungs-Anzeigen

Arzberg. Sonnabend, 12. Juni, 8 Uhr, bei Witwe Hollerung.
Bonn. Sonnabend, 5. Juni, 8 Uhr, im Volkshaus, Sandtaule 18 1.
Breslau. Sonnabend, 12. Juni, 7 Uhr, bei Fuhrmann, Matthiasstraße 182. Vorstandswahl.
Call. Sonnabend, 5. Juni, im Gewerkschaftshaus.
Charlottenburg. Sonnabend, 12. Juni, 8 1/2 Uhr, im Volkshaus, Rosinenstr. 8. Vortrag des Herrn Dr. Karplus über unsere Berufskrankheiten und ihre Bekämpfung.
Ellenberg. Sonnabend, 12. Juni, im Gambrius.
Frankfurt a. M. Sonnabend, 12. Juni, 8 Uhr, bei Gen. Wittfried, Sachsenhausen, Gr. Rittergasse 56.
Fraureuth. Sonnabend, 12. Juni, 8 Uhr, im Restaurant Volkstätt.
Friedrichshagen. Sonnabend, 5. Juni, 8 Uhr, bei Singuhr, Seestraße 38.
Gellenkirchen. Sonnabend, 5. Juni, 8 Uhr, im Lokale „Rosing“, Schallerstr. 8. Vortrag über die kommenden Gewerbegerichtswahlen.
Goldlauter. Sonntag, 6. Juni, nachm. 8 Uhr, bei Gebhardt Hein.
Gräfenhain. Sonnabend, 12. Juni, 8 1/2 Uhr, im Gasthaus zum Steiger.
Höhr. Montag, 7. Juni, im Vereinslokal.
Kahla. Sonnabend, 5. Juni, 8 1/2 Uhr, im Thüringer Hof zu Böbisch.
Kronach. Sonnabend, 5. Juni, 8 Uhr, im Bamberger Tor.

Langewiesen. Montag, 14. Juni, 9 Uhr, im Felsenteller.
Magdeburg. Sonnabend, 12. Juni, 8 1/2 Uhr, Fabrikstr. 5/6.
M.-Gladbach. Sonnabend, 5. Juni, 8 1/2 Uhr, im Lokale Bremer, Alter Markt. Gewerkschaftssekretär S. Müller spricht über „die Krankenversicherungsgesetzgebung in Deutschland.“
Neuhaldensleben. Sonnabend, 12. Juni, 8 1/2 Uhr, bei Herzog, Masche.
Neustadt b. C. Sonnabend, 5. Juni, 7 Uhr, bei Wilt. Böhm, Friedrichshöh. Vortrag des Kollegen Karl.
Ostero a. D. Sonnabend, 12. Juni, 8 1/2 Uhr, im Schützenhause.
Rheinsberg. Sonnabend, 5. Juni, 8 1/2 Uhr, im Vereinslokal.
Suhl. Sonntag, 6. Juni, nachmittags 3 Uhr, bei Albrechts in Hilfenberg.
Tiefenfurt. Sonnabend, 5. Juni, in der Brauerei.
Untermhaus. Sonnabend, 12. Juni, 8 Uhr, in der Bockschänke.
Vegejack. Sonnabend, 5. Juni, 8 1/2 Uhr, bei Oberbeck.

Anzeigen

Untermhaus. Den Mitgliedern zur Kenntnis, daß unsere Versammlungen in den drei Sommermonaten von April bis September jeden 2. Sonnabend im Monat stattfinden und in den Wintermonaten von Oktober bis März jeden 1. Mittwoch im Monat gleich nach Fabrikschluß.

Elsterwerda. Sonnabend, 5. Juni, abends 8 Uhr, findet im Lokale „Deutscher Kaiser“ in Biehla, eine **Versammlung** statt, zu welcher auch die Nichtmitglieder eingeladen sind. Thema: „Die wirtschaftliche Krise und der Zweck unserer Organisation.“ Die Verwaltung erwartet ein vollzähliges Erscheinen der Mitglieder.

Arbeitsgesuche u. Arbeitsangebote kostenlos

Arbeitsmarkt

Offerten-Beförderung nur bei Porto-Einsparung

Frankfurt a. M. Der Arbeitsnachweis für Frankfurt, Offenbach und Esen burg befindet sich beim Kollegen Paul Stelzer, Offenbach a. M., Frankfurter Straße 18. Die Kollegen mögen diesem im eigenen Interesse Beachtung schenken.

Georgenthal. Vor Arbeitsannahme hierselbst mögen sich die Kollegen bei der Verwaltung erkundigen.

Timenau. Diejenigen Kollegen, die bei der Firma Schuhmann & Klett in Arbeit treten wollen, werden in ihrem eigenen Interesse ersucht, sich vorher bei der unterzeichneten Verwaltung über die dortigen Verhältnisse zu erkundigen. Die Zahlstellen-Verwaltung.

Preis der 2 gespaltenen Blattseite 80 Pfennig

Geschäfts-Anzeigen

Vorausbezahlung ist Bedingung

Gold- und Silberscheide-Anstalt von Max Haupt, Dresden A., Blasewitzerstraße 64-66.

Goldschmiere, e e

sowie goldhaltige Asche, Lappen, Stupfer, Pinsel, Paletten, Näpfe, Flaschen usw. werden ausgeschmolzen und das Gramm Feingold mit 2,78 Mark angekauft. — Schnelle reelle Bedienung.

Goldschmiere, verdicktes Glanzgold und sonstige goldhaltigen Sachen

kauft stets zu höchsten Preisen bei pünktlicher und reeller Bedienung. Man verlange Prospekte. **Emil Böhme, Eisenberg, S.-A.** Ältestes Geschäft dieser Art. Bitte genau auf meine Firma zu achten!

Goldschmiere, sowie goldhaltige Lappen,

Pinsel, Paletten, Flaschen, Näpfe usw. werden ausgeschmolzen und das Gramm Fein-Gold mit 2 Mt. 60 Pfg. angekauft. Sendungen werden schnell erledigt. **H. Haupt, Dresden-A., Gneisenaustr. 8.**

Goldschmiere, goldhaltige Lappen, Pinsel, Näpfe, Flaschen, Goldsche, sowie Platin

und alle platinhaltigen Sachen kauft zu höchsten Preisen, schnelle und reelle Bedienung

Otto Seifert, Zwickau, Sachsen, Osterweihstr. 32.

Goldschmiere, sowie alle anderen Goldabfälle, kauft stets zu höchsten Preisen bei pünktlicher und reeller Bedienung

Martin Kaufmann, Zwickau in Sa., Grimmitzauerstr. 18.

Goldschmiere, Goldflaschen und alle in der Vergolderet vorkommenden Abfälle kauft zu hohen Preisen bei pünktlicher reeller Bedienung. **Oskar Rottmann, Stadtkim t. Thür.**

Herausgeg. v. Verbände d. Porzellan- u. verw. Arbeiter u. Arbeiterinnen. Red. u. Verlag: Fritz Bietzsch, Charlottenburg, Röntgenstraße 14. Druck von Otto Goerke, Charlottenburg, Queridestr. 21.